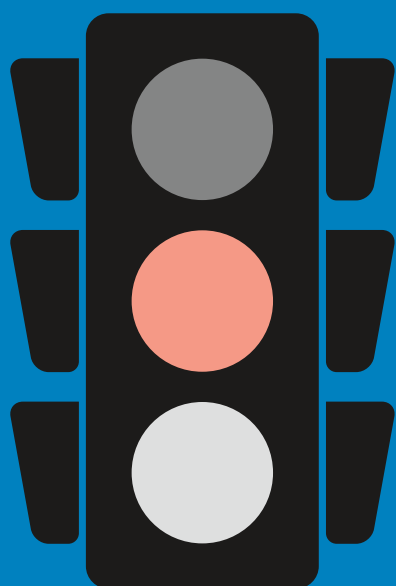




GLUTKERN EVANGELIUM

Gemeinde von der Mitte her
denken und aufbauen

Wie kann Gemeinde heute Menschen erreichen, die mit Kirche und Glauben gar nichts mehr verbinden? Philipp Bartholomä und Stefan Schwyer motivieren dazu, den Glutkern des Evangeliums von Jesus Christus neu ins Zentrum des Gemeindeaufbaus zu stellen und die Herzen ganz weit aufzumachen. Artur Wiebe hat sich dafür mit ihnen über das Buch „Gemeinde mit Mission“ unterhalten.



Philipp Bartholomä und Stefan Schwyer, ihr habt das Buch „Gemeinde mit Mission“ geschrieben. Wie kam es dazu?

Philipp Bartholomä: Der Grundimpuls war meine größere Freikirchen-Studie „Freikirche mit Mission“ (2019), in der ich mich intensiv mit Fragen des Gemeindeaufbaus im freikirchlichen Spektrum auseinandergesetzt habe. Weil mir klar war, dass nur wenige Pastoren und Verantwortliche in den Gemeinden 600 Seiten lesen werden, war mein Plan immer, das noch mal in verständlicher und überschaubarer Weise runterzubrechen. Dann kam mein Freund Stefan, ohne dass er von meinem Vorhaben wusste, und hat gesagt: Sollen wir nicht mal gemeinsam etwas zum Thema Gemeindeaufbau machen für Leiterinnen und Leiter und die Verantwortungsträger vor Ort? ►



Und mir war schnell klar: Das wird gemeinsam ein besseres Endprodukt. Weil wir einen ähnlichen Herzschlag, ein ähnliches Anliegen, ähnliche Prägungen und Vorstellungen haben von dem, wie Gemeindeaufbau „funktioniert“.

Stefan, was war dein, was Philipps Anteil?

Stefan Schweyer: Philipp hat mit seiner Studie eine große Vorleistung gemacht im Blick auf die Zahlen und auch die Konzepte. Ich habe meine wissenschaftliche empirische Studie zu freikirchlichen Gottesdiensten gemacht. Mir ist es dabei ein Anliegen, Gottesdienste nicht isoliert zu betrachten, sondern als Teil des Gemeindeaufbaus zu sehen. In manchen Seminaren habe ich festgestellt, dass es einen Bedarf gibt an Orientierung, wie missionarischer Gemeindeaufbau unter den gegenwärtigen Bedingungen aussehen könnte.

Philipp kommt also stärker vom direkten Thema der Mission her, ich stärker vom Thema des Gottesdienstes – wir teilen ein gemeinsames Anliegen: Wir denken beide, dass diese veränderte gesellschaftliche Situation bedeutet, dass man nicht gleich weiterfahren kann wie bisher. Gemeindeaufbau, der dazu helfen will, dass Menschen Jesus Christus kennenlernen und nachfolgen, muss sich auf diese neuen gesellschaftlichen Bedingungen einstellen.

Wie stehen die Freikirchen aktuell in Bezug auf die veränderten gesellschaftlichen Entwicklungen da? Wie viele Gemeinden werden in den nächsten zehn Jahren sterben?

Philipp Bartholomä: Es ist schwer, da eine Zahl zu nennen, aber es werden einige sein. Ich spreche jetzt stärker für den deutschen Kontext. Die Realität ist, dass solche Sterbeprozesse langwierig sind. Meine größere Not ist gar nicht so sehr das Sterben, sondern dass viele Gemeinden aus unterschiedlichen Gründen ihre missionarische Leidenschaft verloren haben. Oder versuchen, sie aufrechtzuerhalten, aber nicht wirklich wissen: Wo packen wir in dieser veränderten gesellschaftlichen Situation die Dinge an?

Unser Grundanliegen war, dass wir nicht noch ein weiteres großes, scheinbar erfolversprechendes Konzept vorlegen wollten für die, die sowieso schon alles in Sachen Gemeindeaufbau gelesen und reflektiert haben. Unser Herz schlägt für die ganz normale Ortsgemeinde. Und wir glauben, dass viele ganz normale Freikirchen praxisnahe, realistische Impulse brauchen, um wieder „Gemeinde mit Mission“ zu sein. Wenn wir da einige nachhaltige Anstöße liefern könnten, wäre das schön.

Stefan Schweyer: Ich glaube, es sind zwei Faktoren, die zukunftsfähig sind. Das eine ist Größe: Etwas Großes wird

weniger schnell untergehen. Das Zweite ist die Überzeugung. Freikirchen glänzen eher durch das Zweite als durch das Erste. Es gibt Religionssoziologen, die sagen: Global liegt die Zukunft bei der katholischen Kirche und den Evangelikalen. Da hat man genau diese Kombination: der riesige Dampfer, der durch keine Welle untergehen kann, und die dynamischen, überzeugten Freikirchen, die agil unterwegs sind. In „Gemeinde mit Mission“ haben wir uns dem zweiten Bereich zugewendet – weil das auch der kirchliche Kontext ist, in dem Philipp und ich zu Hause sind.

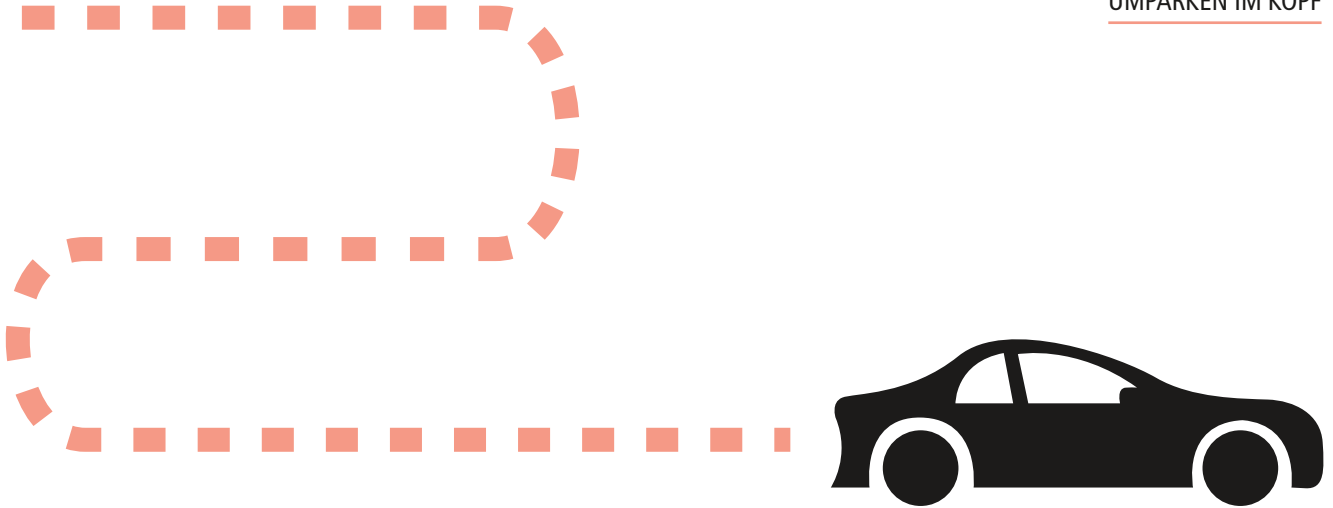
„Umparken im Kopf“. Warum ist das gerade für uns moderne Freikirchen nötig?

Philipp Bartholomä: Das Grundanliegen dieses Bildes ist, dass man beginnen muss wahrzunehmen: Wo kommen wir als Freikirchen überhaupt her? Entstehungsgeschichtlich sind wir in einem Kontext des Christentums entstanden, als alles noch sehr großkirchlich geprägt war. Da waren wir die frömmere, bibeltreue, lebendigere Alternative. Daraus haben wir einen starken Abgrenzungsmechanismus entwickelt. Relativ nüchtern muss man festhalten: In diesem großen Teich der nominellen Christenheit haben wir gefischt. Daraus haben die Freikirchen ihre Mitglieder rekrutiert, was gar nicht in Abrede stellt, dass es da echte Konversionen gab. Wir haben Leute abgeholt, die noch einen relativ hohen christlichen Grundwasserspiegel hatten und eine starke kirchliche Sozialisierung. Dort ist uns die Rekrutierung gut gelungen. Das steckt uns in der DNA.

Hier kann das Buch ein Weckruf sein: Lasst uns prüfen, ob wir in diesem Operationsmodus stecken geblieben sind, ob wir uns nach wie vor damit zufriedengeben, dass ab und zu mal ein desillusionierter Landeskirchler irgendwann die Bewegung in die Freikirche macht. Dann müssen wir aber als Kehrseite eben auch wahrnehmen: Die säkularisierte, zum Beispiel in Ostdeutschland an vielen Orten komplett konfessionslose Bevölkerung erreichen wir kaum. An der Stelle braucht es dieses „Umparken im Kopf“.

Können wir heute nichts mehr voraussetzen?

Stefan Schweyer: Es ist tatsächlich so, dass man wenig bis nichts voraussetzen kann. Es wäre ja sogar noch eine schöne Situation, wenn man ein unbeschriebenes, weißes Blatt vor sich hat und darauf frisch zu zeichnen beginnen kann. In einer vorchristlichen Kultur kann das Evangelium als das Neue, Frische und Attraktive erscheinen. In einer „nach-christentümlichen Situation“ – und so beschreiben wir die gegenwärtige Lage – wird das Christliche eher mit dem Altmodischen verbunden. Es gibt eine oft unreflektierte Abwehrhaltung gegenüber dem Christlichen – nicht zuletzt wegen des langen



Sündenregisters der Kirche. Auf diese Situation müssen wir uns neu einstellen. Wir sind dabei hoffnungsvoll, denn das Evangelium gilt allen Menschen.

Heißt das, wir müssen nur die äußere Verpackung ändern?

Philipp Bartholomä: Ganz grundsätzlich geht es uns gerade nicht darum, irgendein Konzept oder Modell zu verkaufen. So nach dem Motto: Wenn ihr es so macht, dann wird die Erweckung um die Ecke kommen, wir müssen nur das eine oder andere etwas neu verpacken. Sondern uns geht es um ein grundsätzlicheres Nachdenken darüber, wie Gemeindeaufbau heute stattfinden kann. Wir sind nicht der Meinung, dass irgendein Gemeindeaufbau-Konzept – egal wo das herkommt, aus den USA, aus Deutschland oder der Schweiz – jetzt der große Game-changer werden kann.

Ich glaube, wir sind dazu berufen, mit Leidenschaft Gott zu bitten, dass er in unserer Zeit noch einmal etwas tut. Mich hat vor Kurzem der Vers aus Habakuk 3,2 sehr bewegt: „Belebe dein Werk in unseren Jahren, mach es offenbar in unserer Zeit.“ Das ist mein Gebet.

Wir haben zu lange in diesem gedanklichen Rahmen gearbeitet, dass man es nur ein bisschen anders machen muss als bisher: „Jetzt machen wir Gottesdienst für Kirchendistanzierte, jetzt sind wir sucherorientiert oder missional oder wie die verschiedenen Modelle dann auch heißen ...“ Von den meisten dieser Modelle sollten wir lernen, aber wir glauben gar nicht, dass man alles so komplett anders machen muss. Worüber wir aber gezielt nachdenken sollten, ist der tiefgreifende gesellschaftliche Wandel, in dem wir leben.

Wir haben versucht, dafür Anknüpfungspunkte zu formulieren: Wie tickt unsere Zeit, welche Ängste, Hoffnungen, Sehnsüchte haben die Leute? Da wollen wir Gemeindeleitungskreise herausfordern, ins Nachdenken zu

kommen und nicht standardmäßig weiterzumachen mit den handelsüblichen Programmen, die wir in den letzten 20, 30 Jahren gefahren haben.

Stefan Schwyer: Für mich ist das eine Suchbewegung. Ich sehe noch nicht so klar, wie die Gemeinde in 20, 30 Jahren aussehen sollte. Manche Freikirchen haben die Tendenz, es unter sich gut zu haben – das schätze ich sehr, und ich glaube, das ist eine große Stärke. Gleichzeitig fällt es manchen sehr schwer, eine Offenheit zur Gesellschaft zu leben, offene Türen zu haben, Gastfreundschaft nicht nur untereinander, sondern über die eigenen Grenzen hinaus zu leben. Andere Freikirchen öffnen sich sehr weit für die Gesellschaft, dass man fast das Profil verliert.

Was mich im Innersten umtreibt, ist: Wie kann eine Kirche aussehen, die im Innersten einen heißen Glutkern mit einem klaren Evangeliumsprofil. Und die eine großen Offenheit hat für Menschen, die so leben, als ob es Gott nicht geben würde, und das nicht einmal mehr merken. Das sind brennende Fragen, die mich umtreiben. Das Buch „Gemeinde mit Mission“ ist also nicht das letzte Buch auf dieser Etappe, sondern ein Zwischenschritt in einer Suchbewegung.

Philipp Bartholomä: Wir sagen also nicht: Hier ist jetzt die Konzeption, das hier ist jetzt die Lösung auf alle Fragen. Sondern wir wagen eher den Versuch, einige wichtige Fragen und Weichenstellungen im ersten und zweiten Teil des Buches profiliert darzulegen. Im dritten Teil entfalten wir dann einen Entwurf, der verschiedene Elemente zusammenführt, die für eine ganz normale Gemeinde umsetzbar sind. Also nichts komplett Neues, aber in der Zusammenschau ergeben sich hoffentlich wertvolle Impulse für Leute in der Freikirchenlandschaft, die sich fragen: Auf welche Dinge könnten wir denn achten, und wie können wir das machen, egal ob wir eine Gemeinde sind, die 300 Mitglieder hat oder vielleicht 35.

Warum ist euch die Fokussierung auf den „Glutkern Evangelium“ so wichtig? Welchen Mangel seht ihr in unseren Gemeinden?

Stefan Schweyer: Ich halte das für zentral, weil es bei allem, was die Kirche tut, nicht um ihren Selbsterhalt geht. Es geht nicht darum: „Hauptsache, unsere Gemeinde wächst, Hauptsache, wir haben unsere Finanzen, Hauptsache, wir können einen Pastor finanzieren, Hauptsache, wir haben ein Gebäude, Hauptsache, es geht uns gut.“ Sondern: Es gibt einen Gott, der diese Welt so sehr liebt, dass er so etwas wie Kirche schafft und in diese Welt sendet mit dem Ziel, dass seine Herrlichkeit in dieser Welt sichtbar wird. Und die Kirche ist mit in diese große Sendung hineingenommen. Das heißt: Sie lebt nicht aus sich selbst, nicht für sich selbst, sondern sie lebt von Christus her und auf ihn hin. Das ist dieser heiße Glutkern des Evangeliums. Das ist auch die innerste Motivation für mich. Es geht nicht um die Organisation oder Institution Kirche, sondern es geht um Gott, der die Menschen, die er so sehr liebt, zu sich ruft, in sein Volk eingliedert und unter ihnen wohnen will.

Philipp Bartholomä: Ich empfinde eine „Pandemie der Evangeliumslosigkeit“ tatsächlich als einen der größten Mängel in unserer kirchlichen Landschaft. Ein Narrativ hat sich bis hinein in unsere evangelikalen Kreise durchgesetzt, dass es diese alte, gesetzliche, regelorientierte, fundamentalistische, dürre, vertrocknete, leblose Orthodoxie-Schiene gibt, die viele Leute sehr schmerzhaft erlebt haben. Und nun propagiert man, dass es scheinbar nur eine weitere, zweite Option gibt, die zu einer theologischen Relativierung, Liberalisierung führt und bei der die Profilierung verloren geht. Angetrieben von einer starken Sehnsucht nach kultureller Relevanz geht manches von diesem Glutkern verloren und wird ausgelöscht. Dagegen sind wir überzeugt: Es gibt einen anderen Weg, der genau zwischen

diesen Extremen hindurchführt. Der lässt sich an dem von uns im Buch beschriebenen Evangeliumsverständnis sehr hilfreich festmachen. Das wollen wir neu ins Zentrum rücken, vor allen anderen Gemeindeaufbaukonzepten und Gottesdienstformen, Entdeckerguppen und Alpha-Kursen.

Eine Neuentdeckung des Evangeliums wird zu neuer Vitalität und Lebendigkeit führen. Das ist unsere tiefste Überzeugung. Darin steckt so viel Kraft. Es ist unser großes Anliegen, dass das Evangelium wieder stärker das Klima in unseren Gemeinden bestimmt. Wir reden viel über das Evangelium, aber häufig ist wenig von einer Evangeliumskultur zu spüren. Man predigt das Evangelium sogar an manchen Stellen in einer Weise, die ich sehr befürworte, aber beim genaueren Hinsehen hat man das Gefühl, dass der Umgang miteinander, der Leitungsstil, die Art und Weise, wie man die Spannung hält zwischen Gottes Heiligkeit und Gottes Liebe, nicht wesentlich evangeliums-zentriert ist. In dieser Hinsicht wollen wir Leitungskreise dafür sensibilisieren, neu darüber nachzudenken: Was ist das Evangelium, wovon ist das Evangelium abzugrenzen und wovor ist das Evangelium zu schützen? Wie kann es wirklich das Klima, die Kultur in unseren Gemeinden durchdringen?

Was macht eine Evangeliumskultur aus?

Stefan Schweyer: In einer Zeit, in der es nicht mehr selbstverständlich ist, dass man christliche Glaubensinhalte vertritt, ist die Frage nach der Lebensform umso bedeutsamer geworden. Es reicht also nicht, nur Worte über das Evangelium zu haben, sondern das Evangelium muss eine erfahrbare Gestalt bekommen. Jetzt ist uns klar: Weder du noch ich, noch unsere Gemeinde ist die eine perfekte Gestalt des Evangeliums – zum Glück nicht. Ich bin nicht der Messias, und unsere Gemeinde ist nicht schon der vollendete Himmel. Dennoch ist es ein Ort, in dem man sich danach ausstreckt, dass in allen Bereichen, allen Facetten des Lebens etwas von der Herrlichkeit Gottes durchschimmert. Unsere Welt braucht Anschauungsbeispiele, Schnuppermöglichkeiten für das Evangelium, wie man es nicht nur hören kann, sondern wie es gelebt wird. Das betrifft mein Leben, mein Zuhause, in dem ich lebe, mit den Menschen, die da ein- und ausgehen. Das betrifft meinen Arbeitsplatz und natürlich auch die Gemeinde. Wir haben als ganz großes Stichwort die Gastfreundschaft in die Mitte gesetzt. In der Gastfreundschaft werden viele Aspekte des Evangeliums sichtbar: dass wir einen großen Gott haben, der sein Leben mit uns teilt, der sich in Christus selbst hingibt; dass wir beim Abend-

Ich empfinde eine „Pandemie der Evangeliumslosigkeit“ tatsächlich als einen der größten Mängel in unserer kirchlichen Landschaft.

Philipp Bartholomä

Vertiefende Buchtipps und Ressourcen



Philipp F. Bartholomä: Freikirche mit Mission: Perspektiven für den freikirchlichen Gemeindeaufbau im nachchristlichen Kontext.

Diese Studie untersucht die Herausforderungen von Freikirchen in einer postchristlichen Umgebung. Anhand umfangreicher Daten wird der freikirchliche Gemeindeaufbau unter die Lupe genommen. | 640 Seiten
ISBN: 9783374061617 | 44 € | link.feg.de/chbuchfreikirchemitmission



Stefan Schwyer: Gottesdienst verstehen – gestalten – feiern. Grundlagen und praktische Impulse.

Das Buch erklärt theologische Hintergründe und gibt praktische Tipps für die Gottesdienstgestaltung. 224 Seiten | ISBN: 9783765521249
17 € | link.feg.de/chbuchgottesdienst



Stefan Schwyer: Freikirchliche Gottesdienste: Empirische Analysen und theologische Reflexionen.

Diese Studie untersucht freikirchliche Gottesdienste und Gottesdienstkultur und bietet Anregungen zu einer theologisch reflektierten Gottesdienstgestaltung. | 608 Seiten | ISBN: 9783374067107 | 58 € | link.feg.de/chbuchfreikirchlichgottesdienste



Webseite zum Buch

Zum Buch „Gemeinde mit Mission“ gibt es eine Webseite mit Materialien, Link und Reflexionsfragen. | gemeindemitmission.net

mahl mit Jesus intensivste Tischgemeinschaft haben. In einem gastfreundlichen Lebensstil leuchtet auf, was uns in der Ewigkeit erwartet. Gastfreundschaft ist ein Stichwort, das viel vom Evangelium zusammenfasst.

Philipp Bartholomä: Anhand von Stichworten kann man diese Pendelbewegung zwischen zwei Extremen, von der ich eben gesprochen habe, deutlich machen, z. B. Freude und Gottesfurcht: Ja, wir wollen eine fröhliche Gemeinde sein, aber deswegen eben nicht weniger Ehrfurcht haben vor dem heiligen Gott. Die Ressourcen dafür finden wir im Evangelium, das uns zu großer Freude und Jubel und ganz viel Fröhlichkeit treibt, weil wir in Christus so viel geschenkt bekommen. Gleichzeitig drängt uns das Evangelium zu einer kindlichen Gottesfurcht, die Bestandteil jeder Gottesbeziehung und Nachfolge ist.

Oder widerstandsfähig sein und nicht hart werden: Wir wollen eine Gemeinde sein, die in den Strömungen unserer Zeit, im Gegenwind und vielleicht sogar irgendwann auch in unseren Breiten in handfester Verfolgung widerstandsfähig ist, aber dabei eben nicht hart und verbittert. Ich erlebe in unseren Kreisen oft dieses Entweder-oder: die beliebige Anpassung auf der einen, oder eine Härte auf der anderen Seite, die gar nicht mehr gesprächsfähig ist mit Menschen, die ein bisschen anders ticken – seien sie aus der christlichen Blase oder der säkularen Gesellschaft.

Wenn wir in der beschriebenen Evangeliumsorientiertheit das Zentrum finden, hilft das dabei, negative Extreme zu vermeiden. Orientierung am Evangelium könnte Gemeinden helfen, zu schöneren und liebevolleren und mutigeren und ehrfürchtigeren Orten zu werden. Dadurch könnten sie auch an Attraktivität gewinnen. Weil Menschen in solchen Gemeinden Gutes erfahren und manches von diesem Apostelgeschichte-Geist erleben, wo die Christen wahrgenommen und viele begeistert angezogen wurden.

Trotzdem hat sich nicht jeder zur Gemeinde gestellt. Es gab auch Widerstand – es ist also kein Automatismus, da blüht nicht sofort alles auf. Aber diese Atmosphäre der Apostelgeschichte, die lässt sich für mich im Evangelium bündeln. Wenn ich die Apostelgeschichte lese, stelle ich fest, wie sehr die Gemeinde dort in unterschiedlichen Kapiteln von ihrem inneren Wesenskern her beschrieben wird. Und ganz viel davon ist Frucht des Evangeliums. Nicht äußere Form, nicht Regeln, sondern von der Apostellehre her gespeistes Evangeliumsklima. Ich glaube, das hat die frühen Christen in aller Imperfektion ausgezeichnet.

Haben wir vielleicht nie gelernt, mit evangeliumszentrierten Paradoxien zu leben und sie auszuhalten – um der Menschen Willen, um

unserer selbst Willen und um Jesu Willen?

Stefan Schweyer: Ich weiß nicht einmal, ob das alles Paradoxien sind. Paradoxien klingen nach unvereinbaren Schwarz-weiß-Schemen. Das Leben ist oft viel bunter, mit unterschiedlichen Schattierungen – ich beobachte, dass zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Kontexten auch unterschiedliche Aspekte des Evangeliums betont werden. Die Gefahr besteht darin, dass wir das Evangelium und die Gestalt, die das Evangelium einmal gefunden hat, miteinander verwechseln. Also beispielsweise: Unsere Väter und Mütter im Glauben haben dem Evangelium eine Gestalt gegeben und haben versucht, die Gemeinde evangeliumsgemäß zu gestalten. Wir haben diese Gestalt kennengelernt und sind mit ihr groß geworden. Nun wäre es wichtig, zu verstehen, dass es nicht unsere Aufgabe ist, diese Gestalt zu erhalten, sondern aus der gleichen Quelle zu leben, aus der unsere Väter und Mütter im Glauben geschöpft haben. Deshalb braucht es diese Unterscheidung zwischen dem Evangelium und den Auswirkungen des Evangeliums. Deshalb kann ich nicht sagen: „Alle sollten so leben, wie ich lebe!“ Das, wie ich lebe, ist hoffentlich auch eine Auswirkung des Evangeliums, aber es ist nicht die Einzige.

Das Evangelium ist viel reicher und viel größer. Und aus dieser Quelle zu schöpfen hilft, manche Dinge wieder zusammen zu sehen, die man künstlich auseinandergerissen hat. Das Evangelium ist der innere Kern, aus dem wir leben. Ich versuche es mit einem Bild zu illustrieren: Wenn ich in einer kalten Welt in einem warmen Haus bin, freue ich mich an der Wärme. Wenn ich aber auch nur ein bisschen Liebe zu den Menschen rundherum habe, dann öffne ich das Haus auch für andere, damit die darin auch warm werden. Je weiter man die Türen öffnet, desto heißer muss es drinnen auch sein, sonst frieren am Ende alle. Drinnen soll es heiß sein, aber mit vielen riesigen, offenen Türen, damit möglichst viele von der Wärme des Glaubens und von der Liebe Gottes etwas spüren können.

Die Gemeindeleitung einer FeG liest euer Buch und macht sich auf den Weg, zu einer „Gemeinde mit Mission“: Welche Tipps würdet ihr geben, um diesen Prozess zu starten?

Philipp Bartholomä: Was ich über die Jahre frustriert in Workshops oder Seminaren festgestellt habe, ist, dass ganz schnell diese Frage aufkam, die du jetzt stellst: „Kannst du mit uns einen Gemeinde-Beratungsprozess machen, wie wir das vor Ort umsetzen?“ Daran scheitert es dann oft. Und es scheitert an einer zweiten Sache, nämlich dass Gemeinden und Leitungskreise vielfach gar keine Zeit haben, um über die großen Fragen zu reflektieren, die den Weg

der Gemeinde betreffen. Sie sind häufig ausgelastet mit Administration und sonstigen Dingen.

Als erste Ermutigung würde ich sagen: Ihr solltet euch Zeit freischaufeln, um die Begleitfragen zu den einzelnen Kapiteln, die wir auf unserer Website hinterlegt haben, miteinander durcharbeiten. Unsere Hoffnung wäre, dass ganze Leitungskreise nicht sagen: „Unser Pastor hat jetzt mal ein inspirierendes Buch gelesen, der wird schon irgendwas damit machen.“ Sondern: Wir sind fünf, sechs, sieben, acht Leute, und lesen für jede unserer Sitzungen ein oder zwei Kapitel vorbereitend und haben dann eine Stunde, um über die Frage zu reflektieren: Wo stehen wir und was sind kleine Schritte, die wir gehen können? Es geht nicht darum, gleich alles zu verändern, sondern um die Frage: Wie kommen wir an dieser einen Stelle weiter? Wozu drängt uns der Heilige Geist? Wo und wie setzen wir uns in Bewegung? Zeit für solche Prozesse freizuschaufeln ist so wichtig, dass wir dafür vielleicht sogar neue Strukturen schaffen müssen – bspw. indem weitere Diakoninnen und Diakone berufen werden, die den Leitungskreis entlasten können (vgl. Apostelgeschichte 6).

Denn viele Leitungskreise haben tatsächlich zu wenig Zeit, um über die großen Fragen der Gemeindeentwicklung und Gemeindegestaltung nachzudenken. Sie sind oft zu sehr mit Kleinkram beschäftigt. Ich kenne das aus eigener Erfahrung. Deshalb wäre meine Hoffnung im Blick auf das Buch, dass es in die Hände von Leitungskreisen kommt und sie gemeinsam über diese Fragen ringen – ein Jahr, zwei Jahre, so lange wie nötig. Das kann man nicht übers Knie brechen. Das sind längere Prozesse. Und wenn dann noch ein Berater von außen dazukommen kann, umso besser.

Stefan Schweyer: Das möchte ich unterstreichen: Es sind Gemeindeleitungsprozesse. Wenn diese nicht in der Leitung selbst als „Chefsache“ verankert sind, kann das auch ganz schnell wieder verpuffen. Wenn es darum geht, Zeit freizumachen, kann ein einfacher Schritt sein, dass man nachdenkt über Aufgabenbeschreibungen der angestellten Personen: Wo haben Pastoren den Freiraum, um über eine evangeliumsgemäße Gemeindeentwicklung nachzudenken? Wenn es um das Herz geht, geht es auch darum, selbst vom Evangelium angesteckt zu bleiben, um die eigene Freude am Evangelium – also nicht etwas Technisches, sondern Emotionales, Affektives, etwas, was mich im Innersten berührt.

Wir haben in dem Buch mit dem „Golden Circle“ von Simon Sinek gearbeitet: Frag immer zuerst nach dem „Warum?“. Am Anfang steht die Leidenschaft, die aus dem Evangelium kommt, die sich nichts sehnlicher wünscht, als dass Menschen Zugang zu diesem Evangelium erhalten. Das steht vor allen Tools und Techniken und Methoden.

Als Leitungsperson bekommt man problematische Dinge in der Gemeinde mit. Wie erhaltet ihr euch die Freude am Evangelium?

Stefan Schweyer: Nicht immer gelingt mir das! Mir hilft der Abschied von jeder Form von Perfektionismus. Die Haltung, dass es keine Schwierigkeiten mehr im Gemeindegemeinschaften geben sollte, raubt die Freude am Evangelium, weil man sich dann permanent auf diese Schwierigkeiten fokussiert. Jesus sendet uns mit all unseren Kanten und Fehlern in diese Welt. Es hilft nicht, zu denken, dass man zuerst intern alles aufräumen muss, bevor man sich nach außen senden lassen kann. Ich würde es gerade umgekehrt sehen, dass in der gemeinsamen Ausrichtung auf die Mission sehr viel heilsames Potenzial steckt: Man nimmt sich selbst und manches in der Gemeinde nicht mehr ganz so wichtig. Man relativiert die eigenen Vorstellungen. Gott ist so viel größer.

Ich habe einige heiße Glutkerne des Glaubens in meinem Leben. Meine Frau und ich leben in einer Art Familien-Hausgenossenschaft – also mit Menschen, die mit uns wohnen. Wir haben eine Morgenliturgie, die ist der heiße Glutkern unserer Hausgenossenschaft, das Rückgrat für das, was wir leben und tun. Das ist für uns ganz wichtig. Für mich gehört auch das verbindliche Leben in einer Kleingruppe dazu. Ich bin in einem klassischen Hauskreis und in einer bruderschaftlichen Männergruppe. Das sind so Glutkerne in meinem Leben neben dem Gottesdienst und der Feier des Abendmahls. Davon zehre ich. Das ist Nahrung für Leib, Seele und Herz. Fast nichts belebt mich so stark und ist so eng mit dem Glauben verwoben wie das Singen. Ich weiß nicht, wie ich Christ sein könnte, ohne zu singen. Ich singe sehr oft am Tag, wenn ich durch die Straßen gehe, wenn ich einschlafe oder erwache. Lieder tragen mich und richten mich auf Gott aus.

Philipp Bartholomä: Der Fokus auf das Evangelium durchzieht seit vielen Jahren mein Leben, meinen pastoralen Dienst und nun meine Vorlesungen – und dabei packt es mich immer wieder neu. In meiner Zeit mit Gott versuche ich, mir immer wieder bewusst die Zusagen dieser guten Nachricht für mich persönlich vor Augen zu führen. Damit in meinem Herzen real wird, was mir in Christus geschenkt ist! Darüber hinaus ist mir im Blick auf Gottes Reich und die Gemeinde Jesu ein „hoffnungsvoller Realismus“ wichtig: Wir müssen Gemeindeaufbau betreiben in der Spannung zwischen Sacherja und Habakuk. In Sacherja 4,10 lesen wir: „Verachtet nicht die kleinen Anfänge“. Diese

Perspektive brauchen wir alle, als Brüder und Schwestern in Gemeindeleitungen und im Dienst für Jesus: Verachtet nicht die kleinen Anfänge, denkt nicht immer nur in Perfektion und Größe und Hochglanz-Celebrity-Mega-Church. Verachtet nicht das häufig Kleine, Unscheinbare, das Gott tut. Aus kleinen Anfängen wird Gott etwas Großes machen – zu seiner Zeit und auf seine Art. Gleichzeitig geht es dann aber darum, sich nicht fatalistisch mit den kleinen Anfängen zufriedenzugeben, sondern dann eben Habakuk 3,2 mit geistlicher Leidenschaft zu beten: „Herr, belebe dein Werk noch mal in unserer Zeit.“

Da gilt es, die Spannung zu halten: Ich kann mich realistisch, dankbar und zufrieden an Gott freuen und an den kleinen Anfängen, die er schenkt, zum Beispiel über die eine Person, die umkehrt. Aber ich darf dann eben gleichzeitig auch eine heilige Unzufriedenheit haben: „Herr, ich sehne mich nach mehr, und ich möchte in meiner Lebenszeit noch mal erleben, dass du in unserem Land noch einmal so handelst wie in früheren Zeiten, dass du in meiner Gemeinde so wirkst wie damals in der Gründungsphase oder damals, als wir eine lokale kleine Erweckung hatten.“ Diese beiden Perspektiven zusammenzuhalten ist mir persönlich wichtig und eine ständige Herausforderung.

Leiterinnen und Leiter brauchen Hoffnung. Gemeinde kann gesund, vital und schön sein, unabhängig von Zahlen. Wir haben hier nicht alles in der Hand. Aber die Gemeinde ist die Braut Jesu: Sie hat Flecken und Runzeln und manche Gebrochenheit, aber ER wird sie erlösen. Und es ist unser Vorrecht, daran mitzuarbeiten. Und daraus kommt die Hoffnung, zu sagen: Okay, dafür gebe ich mein Leben – ob vollzeitlich oder ehrenamtlich. Auch wenn wir als Gemeinden oft mit einer „kleinen Kraft“ (vgl. Offenbarung 3,8) leben müssen – Jesus baut seine Gemeinde und kommt mit ihr zu einem herrlichen Ziel. Darin liegt unsere Hoffnung. Wenn wir mit unserem Buch „Gemeinde mit Mission“ an manchen Stellen diese Hoffnung neu entfachen können, wären wir sehr dankbar.

Vielen Dank euch für eure Leidenschaft fürs Evangelium!

Gastfreundschaft ist ein Stichwort, das ganz viel vom Evangelium zusammenfasst.

Stefan Schweyer